

Die Hülse der Toten.

Von A. Ostler Klaußmann.

In den Nachmittags-Stunden herrschte, wie üblich, am Pariser Triumphbogen ein lebhaftes Gedränge der Wagen und Reiter, die vom Bois de Boulogne kamen oder dorthin strebten, um die herkömmliche Nachmittagsstour zu machen.

„Geba, Bellanger!“ rief der eine der Reiter. „Haben Sie gesehen, wer in dem Hiale ist?“ „Gewiß, lieber Freund Ravisse,“ antwortete Bellanger, „es war unser Kollege Rubin, Camille Rubin, bis gestern einer der Matadore der Pariser Börse und seit heute früh ein Bankrottier oder eine gefallene Größe.“

„Sapristi!“ meinte Bellanger. „Ich hätte nicht geglaubt, daß Rubin den Weg aller Spekulantent gehen wird. Er war solide in seinen Unternehmungen, trotzdem er viel wagte, und er hatte reichliche Reserven hinter sich.“

„Alle Spekulantent gehen denselben Weg ins Verderben.“ lautete die Entgegnung, „früher oder später werden sie das Opfer ihrer Wahngelüste. Es treten immer unliebsame Zwischenfälle und unglückliche Umstände auf, durch die sie zu Falle kommen, sehr häufig ohne ihre Schuld. Auch Rubin hätte ein besseres Schicksal verdient.“

„Und was wird er beginnen?“ „Was Leute seiner Art beginnen, wenn sie in vorgerücktem Alter von solchem Unglück betroffen werden: er wird irgendwo unterzuleiden suchen. Er wird froh sein, wenn er eine bescheidene Stellung als Buchhalter oder Korrespondent vielleicht in der Provinz bekommt.“

Inzwischen war Rubin mit dem Hiale in seiner Wohnung in der Avenue Bosquet angelangt. Hier bewohnte er ein kleines Schloß, eine Villa, mit allem Luxus eingerichtet, obgleich seit dem Tode der Frau Gesellschaft, Verkehr, Lachen und Freude in der Villa nicht mehr zu finden waren.

Rubin lockte den Hiale ab, gab ihm Vestibül seinem Diener Hut und Stock und sah den eigentümlichen Blick, mit dem ihm der Diener musterte.

Alle die Leute, die sich gestern noch demütig vor ihm gebeugt hatten, seine Diener, seine Lieferanten, seine Bekannten, sie wußten, daß er eine gefallene Größe und ein verlornener Mann war. Sie alle bangten wegen der Realisierung der Forderungen, die sie noch an ihn hatten.

Rubin ging nach dem Salon und setzte sich an das Fenster, das nach dem parkartigen Garten hinausging. Erug er denn die Schuld an dem Unglück, das ihn getroffen hatte? War nicht vielmehr der ungeheure Betrag, die unglückliche Gewissenlosigkeit jenes Bonnard daran schuld, der durch wilde Spekulationen an der Börse sein eigenes ruhmloses Ende herbeigeführt und, als er verloren war, zum Reueherd gegriffen hatte?

Nein, nein, er war ein ehrlicher Mensch, er hatte niemand betrogen, er hatte noch ein Recht auf das Leben, allerdings auf ein sehr, sehr bescheidenes Dasein, das nun für ihn kam. Seine Borsenverpflichtungen waren nicht allzu groß, sie betrugten vielleicht zwanzigtausend Frank.

Niemand wurde durch ihn geschädigt, betrogen, um Hab und Gut gebracht; niemand wurde mit ihm in's Unglück hineingezogen.

Was fing Rubin mit der alten Dominica an? Er konnte sie nicht mit sich schleppen, wenn er sich eine neue bescheidene Existenz zu gründen suchte. Er mußte von dem Reste des Geldes, das ihm blieb, sie in ein Spital einkaufen. Auf die Straße konnte er sie nicht setzen; das wollte er nicht, und wenn er seinen letzten Frank hingeben mußte. Nein, nein, Dominica war gewissermaßen die letzte lebende Erinnerung an seine Frau; die alte, häßliche Negerin sollte nicht ins Elend gestochen werden.

Rubin erhob sich aus dem Sautteil, in dem er am Fenster gesessen, und ging in sein Arbeitszimmer. Er wollte eine Aufstellung seiner Verpflichtungen machen und ungefähr berechnen, was bei dem Verkauf der Villa und des Mobiliars herauskam.

„Gamiile geht mit sorgenvollem Gesicht herum; seine Spekulationen machen ihmummer. Welch ein unglückliches Geschick ist doch ein solcher Spekulant! Immer in Aufregung, immer in Sorgen, immer in Angst und in Gefahr. Ich glaube, es gibt keine Frau, welche auf die Dauer die Seelenqualen und Sorgen eines Spekulantent tragen könnte. Aber die Männer haben diese Aufregung und die Gefahr, und die Spekulantent sind ja eigentlich nichts anderes als Spi-

ler im großen Stil. Nur daß sie nicht mit starken, sondern mit ihrem eigenen Schicksal spielen. Aber ich weiß gewiß, daß es niemals gelingt, alle Spekulantent von seinem Weier abzubringen. Eher kann man einem Menschen mit Erfolg sagen: „Ich nicht mehr und trink nicht mehr,“ als daß man einem Spekulantent sagen könnte: „Hör auf, das Glück zu versuchen und alles, was du besitzt, auf eine Karte zu setzen.“

„Ich fühle es, ich werde sterben. Ich muß meinen armen Camille allein lassen, und ich weiß, daß er mich liebt und daß er meinen Tod schwer empfinden wird. Aber noch schrecklicher ist mir der Gedanke, daß ein Tag kommen kann, wo er nicht mehr besitzt, wo er arm, bettelarm sein wird, weil die Stunde des Verhängnisses für ihn kommen wird und kommen muß wie für jeden Spekulantent. Wer wird dann da sein, der ihn die Sorgen von der Stirne kühlt, der seine Wangen streichelt und ihm gut zuredet, damit er den Mut zum Leben behält? Wer wird da sein, der ihn tröstet und ihm über die schreckliche Zeit hinweghilft, die nach dem Zusammenbruch kommen wird? Dieser Gedanke an die Zukunft ist das Schrecklichste für mich und verdirbt mir die letzten Lebenstage.“

„Ich habe ein Mittel gefunden, um meinem Mann noch nach meinem Tode zu helfen. Nachts liege ich in fieberhaftem Schlaf, und im Traum ist mir dieser Gedanke gekommen. Ich besitze ein Halsband aus wunderbaren Brillanten im Werte von mehr als einer Million. Dieses Halsband ist mein freies Eigentum. Ich habe es heute in eine kleine, luftdichtschließende Stahlfassette getan, habe diese verschlossen, das Schlüsselloch mit Wachs verklebt und habe meiner alten Wärterin Dominica diese Kassette übergeben. Sie weiß nicht, was sich in ihr befindet; ich habe ihr gesagt, es handle sich um ein Amulett. Sie hat mir geschworen, daß sie diese Kassette mir in den Sorg mitgibt. Ich wird, wenn ich tot bin, mir diese Kassette unter das Kopfkissen stecken, kurz bevor der Sarg geschlossen wird. Ich werde schriftlich den Wunsch hinterlassen, daß mein Körper einbalsamiert wird, und ich werde Dominica die Abschrift dieser Tagebuchblätter geben, damit sie sie meinem Gatten übergeben kann, wenn jemals die Katastrophe über ihn hereinbrechen wird. Ich fürchte, lange wird sie nicht zu warten brauchen. Dominica ist gesund und zäh; sie hat, wie alle Mitglieder ihrer Klasse, Anspruch darauf, hundert Jahre alt zu werden. Wenn sie erfährt, daß Camille arm geworden ist und alles verloren hat, soll sie ihm den Brief übergeben. Dann kann er meinen Sarg öffnen lassen, und er wird unter meinem Kopfkissen die Kassette mit dem Halsband finden. Das bedeutet eine Million für ihn, und wenn nichts anderes, so doch die Möglichkeit, sich seinen Lebensabend zu sichern. Bei meinen Begehren hätte ich es nie gewagt, ihm das Versprechen abzunehmen, daß das Spekulieren läßt; aber vielleicht wird er, wenn er diese Zeilen gelesen hat und die Armut vorübergegangen ist. Aber noch im Jenkts wird sich meine Seele freuen, daß ich dem geliebten Manne helfen konnte nach meinem Tode.“

Spät am Abend erschien auf dem Friedhofe, auf dem sich das Mausoleum befand, das Camille Rubin für seine Frau hatte errichten lassen, der Borsenmann und hat den Totengraber, mit ihm nach dem Mausoleum zu gehen und den Metallriegel aufzuschrauben und zu öffnen, in dem die Leiche seiner Frau lag.

Der Totengraber entsetzte sich zuerst vor dem Gedanken, die Ruhe der Verstorbenen zu stören. Aber Rubin erklärte ihm, er müsse etwas aus dem Sarge herausholen, was von unendlicher Wichtigkeit für ihn sei.

Beim Scheine einer Laterne stieg der Totengraber mit Rubin in die Gruft des Mausoleums, welche kühl und durch Abgussöffnungen gut ventilirt war.

Die Verschraubungen, mit denen der Deckel des Sarges befestigt war, wurden gelöst. Die einbalsamierte Leiche der Frau war zur Bäume eingetrocknet.

Mit zitternden Händen griff Rubin unter das stopfen der Toten und fand die stählerne Kassette. Er nahm sie heraus, warf noch einen letzten Blick auf die Leiche des Weibes, das ihn bis über den Tod hinaus geliebt und an seine Zukunft gedacht hatte. Dann hob er mit dem Totengraber zusammen den Deckel wieder auf den Sarg und schraubte ihn fest.

„Ein Teufelskerl, dieser Rubin!“ sagte Bellanger, „als er mit seinem Kollegen Ravisse einige Tage später durch die Avenue ritt. Da sah wieder die Luft verhaucht und sehr heiß und gequält da. Wie man sich doch oft irren kann.“

Ein Zwiesgespräch.

Von Franz Eschci.

Uebersetzung von L. Blumgrund.

Der Bankdirektor. Ein harter Schädel. Ein eigenjinniger Bierziger mit halbgrauem Haar, überlegenem Blick und goldenem Augenklasse.

Der Ministerialsekretär. Ein eleganter, schöner Mann mit sorgfältig gepflegten Händen.

Der Sekretär. Bitte sich eine Zigarre anzubrennen.

Der Sekretär. Ich danke. (Er breunt sich eine Havana an.)

Der Direktor. Womit kann ich dienen?

Der Sekretär (lächelnd). Ich kam in einer außergewöhnlichen Angelegenheit, lieber Herr Direktor.

Direktor. Um so besser.

Sekretär. Ich bin kein Freund von Banalitäten und mache auch nicht gern viel Worte, folglich gebe ich sofort auf das Wesen der Sache.

Direktor. Ich bin ganz Ohr.

Sekretär. Ich bitte, ich — liebe die gnädige Frau.

Direktor. Wen? — Ich bitte.

Sekretär. Ihre Werte Gemahlin.

Direktor. Bitte, fortzufahren.

Sekretär. Es ist wahr, Sie könnten im Grunde genommen nichts anderes tun.

Direktor. Glauben Sie?

Sekretär (geringschätzend). Ja. Ich weiß ja, daß Sie die Angelegenheit erledigen, die — gesehen wir offen — schon unenträglich banal ist.

Direktor. Ich habe nichts dagegen.

Sekretär. Sie werden einsehen, daß Duell nur peinliches Aufsehen erregen.

für einen sehr edlen Charakter.

Direktor (lächelnd). Ah ja, man läßt sich oft.

Sekretär (neulich). Oft angenehm.

Direktor. Ja, damit ich nicht ver- gesse, noch eine Frage, die ebenfalls zur Sache gehört.

Sekretär. Ich bin ganz Ohr.

Direktor. Was sagt die gnädige Frau dazu?

Sekretär. Wer?

Direktor. Ihre Werte Frau Gemahlin!

Sekretär (verlegen). Aufrichtig gestanden, auch sie weiß noch nichts von unserem Plane, aber ich habe Ursache, annehmen zu dürfen, daß sie gern in eine Scheidung einwilligt.

Direktor (gemüthlich). Bravo! Hat sie auch schon jemanden?

Sekretär. Sie? Ich glaube nicht! Sie ist viel zu ernst.

Direktor. Eine sehr interessante Frau.

Sekretär (setzt sich das Monokel auf). Wie es scheint, interessieren Sie sich für sie?

Direktor. Gewiß!

Sekretär. So?

Direktor (mit Nachdruck). Ich interessiere mich sehr für sie.

Sekretär. Sie sind vielleicht... Direktor. Ja. Sehen Sie, lieber Herr Sekretär, auch ich bin kein Freund von Banalitäten. Aufrichtigkeit für Aufrichtigkeit! Jetzt kann ich Ihnen schon offen gestehen, ich bete Ihre Frau an.

Sekretär (läßt das Monokel fallen). Wen?

Direktor. Ihre Frau Gemahlin.

Sekretär (höhnisch lachend). Ah, das ist nicht schlecht! Eine kleine Nebensache, nicht wahr?

Direktor. So ist's! Ich werde mit der erstenen Abicht...

Sekretär. Meine Frau zu Ihrer Geliebten machen?

Direktor. Ihre einstmalige Frau. Sekretär (auffahrend). Ich verbiete Ihnen, sie zu beleidigen! Ich verbiete es Ihnen!

Direktor. Vorläufig habe ich nur die Abicht.

Sekretär (ärgerlich). Auch das verbiete ich Ihnen!

Direktor. Mit welchem Rechte?

Sekretär. Weil diese Frau meinen Namen geführt hat.

Direktor. Bardon, meine Frau führt ja auch jetzt noch meinen Namen.

Sekretär. Das ist etwas anderes. Ich werde Sie zu einem Duell herausfordern.

Direktor. Das wird Ihnen nicht gelingen.

Sekretär (verächtlich). Ich habe mich in Ihnen doch nicht getäuscht. Sie blafen Rückzug...

Direktor. O nein. Ich sage es Ihnen rund heraus, daß ich mich für einen viel zu guten Menschen halte, als daß ich einem alltäglichen, veralteten, banalen Vorurteile huldige, das nur dazu gut wäre, unseren Frauen einen schlechten Ruf zu machen, meine körperliche Intaktheit zu gefährden und Ihr Fortkommen zu gefährden.

Sekretär (nach längerem Nachdenken gedrückt). Schlagen Sie eine andere Lösung vor...

Direktor. Nun, ich schlage Ihnen eine Lösung vor, die wohl ein wenig banal, aber ganz natürlich ist.

Sekretär. Ich bitte.

Direktor. Lassen Sie meine Frau in Frieden...

Sekretär (noch immer Verdacht schöpfend). Und Sie?

Direktor. Ich?

Sekretär. Versprechen Sie mir, daß Sie niemals einen Versuch machen werden...?

Direktor (die Hand aufs Herz legend). Ich schwöre.

Ziel Theodor Körner durch Meuchelmord?

Friedrich Kerst (Eberfeld) sendet der „Frankf. Ztg.“ eine Zuschrift, in der er die Behauptung aufstellt, daß Theodor Körner nicht mit der Waffe in der Hand im Kampfe fiel, sondern durch Meuchelmord. „Jedes Kind“, so schreibt er, „weiß, daß der junge Lügner Leutnant am 26. August 1813, also jetzt vor 99 Jahren, im Gefecht bei Gadebusch den Helmbutt starb. An der Spitze seiner Irregulär srenate er (was militärisch höchst unglück war) gegen einen Waldrand vor, wo sich französische Infanterie festgesetzt hatte. Man lese in den ausführlichen Biographien von Reichel und Willmann und in der erst jüngst erschienenen von Berger, den wir das beste Schillerbuch verdanken: immer wird erzählt, wie Körner von einer Kugel in den Unterleib getroffen wurde und seinem Freunde Helfrich in die Arme sank. An und für sich mag das stimmen, aber die Kugel erhielt er nicht im Gefecht, sondern nachher, als man mit den Gefangenen und dem erbeuteten Proviant nach Wöbelen abzog, wo die bürgerlichen Lügner lagerten. Körner mit mit anderen an der Spitze, neben ihm marschirten die Gefangenen. Die Lügner waren guter Dinge und lächelten über den leichten Sieg. Körner erging sich in Spottreden, die schließlich einen gefangenen Offizier der deutsch verstand, so erbitterten, daß er ein verborgen gehaltenes Pistol hervorholte und dem neben ihm stehenden Freiheitsdichter eine Kugel in den Leib schoß. — Wer überhört uns nun diese Nachricht? Zwei evangelische Geistliche, Superintendent Zieselshagen in Summerbach, Pastoralvikar mit bei dem Gadebusch erbeutet. Er hat die Wunde, die das Jahr verschieben, wie die anderen Zeugen. Sie mochten nicht dem Glauben entgegenzutreten, der bald nach dem Tode Körners durch eine Zeitungsnachricht sich verbreitete, daß er nämlich den schönen Tod auf dem Felde der Ehre gestorben sei. Schließlich hat er den wahren Sachverhalt aber seinem Amtsvater und jungen Freunde Jungl erzählt, der um 1830 in Bielefeld amtierte und damals in einer kleinen Zeitung die Nachricht veröffentlichte. Sie blieb unbeachtet. Den genauen Wortlaut habe ich jetzt im „Tabeim“ mitgeteilt, wo zugleich zwei Nebenumstände berichtet sind, die für den Meuchelmord sprechen, aber ebenso wie dieser begreiflicherweise verschwiegen wurden. In unserer Empörung hielten nämlich die Sommeraden Körners über den Offizier und die neben ihm gehenden Gefangenen her und hielten sie zusammen. Sodann verlangte am anderen Tage beim Begräbnis unter der Wöbelen-er Kiche der bekannte Tuchmacher Jahn, damals Leutnant, daß die übrigen Gefangenen zu Ehren des Ermordeten am Grabe erschossen würden. Jahn konnte nur mit Mühe diesen Rassenmord verhindern. Beide Nebenumstände sind nur durch den unglücklichen Meuchelmord erklärlich.“